

(Nachdruck verboten.)

86]

Die Ankare.

Roman von Friß Mauthner.

Langsam näherte Bode sich der Trauernden; als sie plötzlich die leisen Schritte vernahm, ließ sie erschreckt die Nase fallen und wandte sich zum Gehen, ohne umzublicken.

„Fräulein Johanna!“ sagte Bode.

Sie kehrte sich um, streckte ihm beide Hände entgegen, und in einer herzlichen Umarmung ließ das Mädchen den Kopf auf die Schulter des Manns und Bode seine Wange auf Johanna's Haar nieder sinken. So weinten sie noch eine Weile, dann empfand Bode zuerst die Formlosigkeit des Vorgangs und löste sich vorsichtig aus des Mädchens Armen; Johanna lächelte durch ihre Thränen.

„Sie können an die Welt denken,“ sagte sie schmerzlich, „und an die Vorschriften der guten Sitte, mein armer, lieber Freund, wie beneide ich Sie! Nein, nein, Sie haben recht, ich muß wohl sehr unglücklich sein, daß ich mich so vergessen konnte.“

„Mein gnädiges Fräulein!“

„Nicht so feierlich, lieber Bode! Geben denn auch Sie mir einen Korb? Und ich habe doch nur um Ihre Freundschaft geworben!“

Bode ergriff ihre Hand. Dann gingen sie ein halbes Stündchen bald stumm, bald in ernstlichen Gesprächen zwischen den Gräbern umher. Als Johanna heimkehren wollte, sagte er:

„Nicht wahr, es braucht keiner Worte, Fräulein Johanna? Meine Gesinnung ist erprobt; ich habe mich in Sie nicht verliebt, einzig und allein, um Ihre Freundschaft nicht zu verlieren.“

Beide lächelten traurig, während sie wieder an dem großen Steintrasse vorbei der Haupt-Allee zuschritten.

Sie gingen dort auf und nieder, und ein jedes dachte bei sich, wie es von seinem eignen Schmerze sprechen müßte, um dem andern den seinen zu lindern. Und weil Johanna sich ihres großen Herzeleid's schämte, so gewann Bode einen Vorsprung und zerstreute die Freundin mit seinen Klagen um die begrabene kleine Hoffnung; dann fragte er genau nach dem Aussprache des Arztes und wann derselbe wiederkommen wollte. Johanna gab Bescheid.

Plötzlich fragte Bode erregt nach dem Anlaß des Unglücks; es ging ihm wieder durch den Kopf, daß sein Geheimniß verraten worden sei und der Schrecken Frau Käthe niedergeworfen habe. Johanna beruhigte ihn nach ihrer ersten Ueberzeugung; niemand wäre dazu roh genug gewesen, selbst Disselhof habe geschwiegen, der doch schlecht genug war, der armen Frau so unvermuthet ihre Wohnung zu kündigen; beim Anräumen der Bücher sei Frau Käthe von den Schmerzen überrascht worden, vielleicht vom Stuhle gestürzt; die Wohnungsgeschichte erkläre alles.

Bode gab sich zufrieden.

„Ja, wir selbst nach ihr sehen.“ Und ohne weiteres Gezwänge legten sie den kurzen Weg bis zu Bodes Wohnung zurück; dort stand Frau Volst abwinkend auf dem Vorplatz. Die Frau sei aufgewacht und das Fräulein bei ihr drinnen, um sie auf die Rückkehr ihres Mannes vorzubereiten. Leise traten sie ein. Bode bemerkte plötzlich zwei Banknoten unter dem Briefbeschwerer; da fiel ihm erst in den Sinn, daß seine Frau nur knapp mit Geld versehen gewesen war und die Ereignisse sicherlich größere Ausgaben erfordert hatten. Er warde sich leise fragend an Frau Volst.

„Geld wie Hen!“ rief diese. „Ja hätte nie geglaubt, daß die Schriftstellerei so viel abwirft; ein Schriftsteller von meiner Verwandtschaft kommt höchstens auf dreißig Mark die Woche. Aber hier! Hier solche neue Fußzuger haben da unter der steinernen Krabbe gelegen; zwei davon haben wir verbraucht, aber von's Leichenbegängniß ist noch nicht alles bezahlt, im Schubfach links ist dafür noch ein ganzer Haufen Geld!“

Bode öffnete das Fach und schüttelte den Kopf, das waren lauter funkelnagelene Bankscheine, wie er sie sonst an jedem Erben von Mettmanns Kassierer zu erhalten pflegte. Sollte der Verleger sich hilfreicher gezeigt haben, als Bode ihm zu-

traute? Die schwer erkrankte Frau seines gefangenen Medaectors mit Geld zu versehen, das war eigentlich seine erste Pflicht; aber Bode wollte doch seinen Dank nicht vergeffen.

Jetzt öffnete sich die Thür zum Schlafzimmer, und mit leuchtendem Gesicht schlüpfte Fräulein Betty herein.

„Nu aber herein! Ist sie an der Ueberrauschung nicht gestorben, so wird sie an seinem Publikum auch nicht sterben; aber bleiben Sie nicht lange!“

Bode schlich auf den Fußspitzen in das Krankenzimmer, in welchem fast völlige Dunkelheit herrschte. Hart neben dem einzigen Fenster führte die Mauer des Neubaus empor, ein durchdringender Geruch von Kalk mischte sich mit dem Apothekenduft der Stube; das Bett stand rechts, dem lichtlosen Fenster gegenüber. Bode konnte sein Weib nicht sehen; er fand nur umhertappend ihre heiße Hand und konnte, auf dem Bett nieder sinkend, ihre Stirn küssen.

Aber Käthe hatte ihn gesehen, da er in die helle Thür getreten war, und sie fühlte das Glück der Gereizung, als er so hoch ausgerichtet aus dem Gefängnis wiederkehrte; das erschreckte endlich die entsetzlichen Fieberträume, die sie bis jetzt selbst im Wachen verfolgt hatten. Bald hatte sie ihren Mann in feuchtem, unterirdischem Loche gesehen, wie er mit Schlangen kämpfte und seine Ketten benagte; bald war er im Arbeitsmittel mit geschorenem Kopf im Winterfrost bei Erdarbeiten beschäftigt und seine Eisen Klirren bei jedem seiner Schritte, bald lag er mit hundert Mördern, deren entsetzliche Gesichter wie Tierfrägen um ihn tanzten, in einem Hospital und dann wieder in einer Kalkgrube und dann wieder unter dem Galgen, und die Ketten der Mörder erklangen gräßlich im Lakt zu ihrem teuflischen Reigen. Nun plötzlich waren die Gespenster zerstoßen, es war ein lichter Tag um sie, und Bode war frei; nur ganz heimlich unter glücklichem Nüchtern überzeugte sie sich mit ihren Fingern, daß seine Handgelenke keine Spur von Ketten trugen; Friede und eine frohe Müdigkeit kamen über sie.

Bode gewöhnte sich allmählich an das Dunkel, und während er so Käthes Züge zu erspähen suchte, sprach er ihr leise zu; den Tod des Kindes erwähnte er nicht, dem hatte der erste Händedruck gegolten. Er schalt auf Disselhof, der so nichts-würdig seine Härte gezeigt hatte.

„Er soll mich kennen lernen“, rief er fast heftig, „wenn ich den Mann fassen könnte, der an allem Unglück und allen deinen Schmerzen die Schuld hat, es würde ihm schlecht gehen!“

Es war gut, daß Bode immer noch nicht deutlich sehen konnte, er hätte sonst Käthes Schreden bemerken müssen. Nun hatte sie auch Zeit, sich alles zu überlegen, so weit ihr wirrer Kopf es fassen wollte. Ihr Mann wußte nicht, daß Herr Mettmann ihr alles verraten hatte; desto besser, so kam es zu keinem Streit und Bode hüpfte nicht um ihrwillen seine Stellung ein. Sie wollte schweigen; das war ihr jetzt auch das Liebste, so schwer wurde ihr das Sprechen und das Denken.

Sie schloß die Augen, und Bode, den Fräulein Betty schon längst gerufen hatte, verließ die Krankenstube. Nachdem er die Thür sachte zugeschlossen, wollte er den Frauen für ihre Güte danken; aber Fräulein Betty hatte den Hut aufgesetzt und schoß brummend davon, obwohl sie erst den rechten Arm im Regenmantel stecken hatte und mit der andern Hand zappelnd den linken Ärmel suchte.

„Das wäre noch besser, mich hier mit Medensarten langweilen zu lassen, wo ich alle Hände voll zu thun habe!“ Frau Volst mußte in die Küche, um für ihren Mann und für Käthe das Mittagessen zu kochen.

„Wir leben hier auf Regimentsunkosten,“ sagte sie lachend, „das ist eine gute Stelle für mich; gern werde ich nicht hier herausziehen.“

Als er mit Johanna allein war, sprach diese:

„Sie sind beide fort; wenn Sie etwa Lust haben, so halten Sie mir eine Dankrede dafür, daß ich einige Stunden für eine kranke Freundin übrig hatte.“

Da schüttelte er ihr die Hand und es war gut.

Gern hätte er sich noch anders erkenntlich erwiesen, doch dazu mußte er erst wissen, was sie bedrückte. Leicht war es nicht, der strenggewohnten Selbstbeherrschung des Mädchens

beizukommen; als Bode sie jedoch nach wenigen Minuten wieder bei einer kleinen Thräne überrascht hatte, drang er herzlich in sie, ihm von ihrem Kummer mitzuteilen, wenn sie schon das Unglück habe, keinen würdigeren Freund als ihn zu besitzen.

Da vertraute sie ihm denn einiges, aber das wenige so zögernd und so rücksichtsvoll, daß Bode auf die gute Erziehung der höheren Kreise innerlich fluchte; wo war da noch eine Freundschaft möglich, wenn man im Schmerz höflich blieb? Es war ihm klar, daß Johanna die Hauptsache verschwiege und nur die Umstände berichtete, welche einen alten Kummer plötzlich besonders heftig wachgerüttelt hatten.

Ihr Bruder Achim, der Lieutenant, war heute früh mit dem Sitzge angekommen, ohne vorher Mutter und Schwester verständigt zu haben. Die Ueberraschung war eine so peinliche, daß man sich über sein gutes männliches Aussehen gar nicht freuen konnte.

Mit Doktor Bode konnte sie ja davon reden, weil er ihr zuerst einen Gelderwerb zugeführt hatte. Achim hatte keine Ahnung gehabt von der wirtschaftlichen Lage der Damen; vor einem halben Jahre noch sei er blind bei allen Zeichen der Armut vorübergegangen, heute früh habe er plötzlich alles verstanden. Er müsse mißtrauisch gemacht worden sein. Er fand, als Johanna die Thür öffnete, die Mutter beim armseligsten Kaffee, und neben der Tasse lag mit noch nasser Tinte die Kopistenarbeit der Schwester. Achim hatte entsetzlich gewütet, dann freilich seiner Schwester beide Augen und jeden Finger geküßt. Die Mutter aber habe, da ihre Lebensweise nun einmal verraten war, alle Klage auf einmal vorgebracht. Johanna werde jetzt vor die Entscheidung gestellt werden; ein abscheulicher, reicher Mann habe sich in das Vertrauen der Mutter geschlichen, und nun sei der Bruder gewiß nur herübergekommen, um sie zu ihrem Unglück und zu ihrer Schmach zu überreden; sie mache ja gar keinen Anspruch auf Glück, aber zu etwas Unwürdigem werde sie sich von niemand zwingen lassen.

Bode wiegte sehr ernsthaft seinen Kopf. Das war schlimmer, als er dachte! Aber die Wirklichkeit mußte doch noch schlimmer sein, als Johanna verraten wollte; es war ein Ton in ihrer Stimme, mit dem sie auf jedes Glück verzichtete, ein Ton, wie ihn nur gekränkte Liebe finden kann, und Bode nahm sich vor, da nicht weiter anzurühren, weil doch alles umsonst war, wenn ein Mädchen wie Fräulein Johanna von Havenow verzweifelte.

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei Gebäck.

Zur Weihnachtszeit erhalten die Knechte in Pommern lange, aus feinstem Roggenmehl mit Gewürzen durchknetete Brote, die Kollatischen genannt werden. Die Knechte pflegen sich die Länge des Brots am Tisch zu messen und zwar durch Einlegen, um im nächsten Jahr zu sehen, ob das Brot ebensolang ist und ihnen sein Nachteil entstand. Viel und gut! — das bleibt die Hauptsache. Daher stammt auch, was in Kleinrußland gilt; dort wird noch jetzt am Abend vor Neujahr derselbe Brauch vollzogen, den Sago Grammaticus bei den baltischen Skaven beobachtet und beschrieben hat. Der Wirt setzt sich an den Tisch, der mit allerlei (natürlich landesüblichen und darum oft absonderlichen) Kuchen bestetzt ist; und nach der gewöhnlichen Bemerkung der Anwesenden; daß man den Wirt hinter den Kuchen nicht sieht, antwortet er: „Helfe Gott, daß man mich künftiges Jahr nicht sehe!“ d. h., daß auch im künftigen Jahre ein solcher Ueberfluß sei.

Mitunter backt man in Ostpreußen ein einziges riesiges Brot, das den ganzen Ofen ausfüllt; man muß auf einen Stuhl steigen, wenn man es anschneiden will. Das erinnert an den Karvolus, den Polterabend- oder Hochzeitstuchen der Litauer jenseits der Grenze, denn zum Baden desselben muß oft ein besonderer Ofen gebaut werden. Diesen großen, mit Vögeln u. a. m. verzierten Kuchen bringt der Hochzeitmarschall der jungen Frau; er hat ihn mit Raute, Nistertweil und brennenden Kerzen bestetzt und trägt ihn auf dem Kopf. Ein ähnlicher Gebrauch ist auch bei den preussischen Litauern anzutreffen. Im 18. Jahrhundert meldete L. Verdammeyer, daß in Coimbra (Portugal) ein eigentümlicher, sehr großer Wadofen vorhanden sei, in dem jährlich ein einziges großes Brot gebacken wird, von welchem jeder-mann ein Weniges, mit nach Hause nehme und als Heiligthum verwahre.

Aber auch ein kleines, ja sogar ein äußerst winziges Brötchen kann als Heiligthum betrachtet werden. 1868 war in Torquay solche Feinerie, daß man ein Brötchen, wie ein Taubenei groß, mit drei Pfennig bezahlte; zum Gedächtnis an die überstandene Not hat man

dann später alljährlich derartige Brötchen gebacken. Solche kleine Stücke nannte man Sparbrötchen, mit welchem Namen in der ostpreussischen Landschaft Rathgauen ein Brot bezeichnet wird, dem man ein Hufeisen (eine Spare) aufgedrückt hat. In Erfurt pflegten früher die Bäcker am Tage des hl. Marcus kleine Brötchen zu backen, die gleichfalls das Andenken an eine Feiierung, nämlich an die 1439 in Thüringen wütende, wach erhalten sollten; die Brötchen wurden St. Marcibrote genannt.

Im ostpreussischen Oberland versteht man unter „Sparbrot“ das kleine Gebäck, welches die junge Frau beim ersten Brotbaden im eignen Hause auffertigt; dasselbe wird sorgfältig im Kasten aufbewahrt, damit nie das Brot im Hause ausgehe. Derselben sinnigen Charakter trägt das Gebäck oder das Stückchen Brot, das man beim Einzug in eine neue Wohnung erhält; meistens wird solche Aufmerksamkeit einem jungen Ehepaare zu teil.

„Gebadene Weiber“ werden aus einem dicken Pfadenteig hergestellt und sind nach Belieben an jedem gewöhnlichen Tage zu beschaffen; Citronensäure und Zucker gehören zum Aufbau dieser Kuchen, und zum Schluß sagt das Rezept: „Die fertig gebadenen Weiber stellt man aufrecht auf eine Platte und backt sie nochmals mit Zucker, Zimmet und Rotwein auf; man kann sie auch mit Fingermilch füllen und mit Zucker bestreuen.“ Ein andres Rezept dürfte bekannter sein, nämlich das alte Liedchen

Wer will Kuchen baden,
Der muß haben sieben Sachen:
Eier und Schmalz,
Butter und Salz,
Milch und Mehl,
Saffran macht die Kuchen geel.

Neben blau war rot eine „deutsche Leibfarbe“. Nachholz sagt: „Die grobe, rote Delfarbe, deren rothe Masse dem von Tacitus beschriebenen Thone ziemlich gleich kommt, heißt noch jetzt im Württembergischen Hausfarbe, weil damit die Thüren und Fensterbrettern gewöhnlich angestrichen werden. Das Fillebrot, d. i. das appenzellische Neujahrsbrot, wird mit Saffran bestrichen. Es ist ein großes scheibenrundes Milchbrot, in der Mitte mit drei modellirten Wadtschnecken, im Innern mit einer dünnen Flechte, dem sogenannten Brotzapfen verziert. Das Weibenrund wird als die Sonne des neuen Jahres gedeutet. (Mit Schlägen der Feuerzeichen begrüßt die oberdeutsche Jugend das Steigen der Sonne.) Die drei Brotknecken verkünden das Wiederankommen der ersten Frühlingstiere.“ Ein allddeutsches, rotgefärbtes Gebäck ist der Firtwizel; und in Schlesien hat man mit Saffran verzierte „Gelbrote“.

Rot angemalt sind auch die fingerlangen, aus Weizenteig hergestellten Figuren, die man im Ermlande zum „Glückgreifen“ am Sylverabend braucht. Um dies in vielen Provinzen allgemein beliebt, aber anderswo wenig oder gar nicht gekannte Kultgebäck näher zu erklären, wollen wir jene Art betrachten, die in den meisten Gegenden Ost- und Westpreußens am häufigsten vorkommt. Das beliebteste Spiel in der Neujahrsnacht ist „Glückgreifen“. Man formt und backt aus Teig von Roggenmehl neun oder zehn Figuren: 1. Ring, 2. Mann und Frau, 3. Kind, 4. Geld, 5. Brot, 6. Kreuz, 7. Tod, 8. Himmelsleiter, 9. Himmelschlüssel. Diese Figuren werden mit größter Heimslichkeit unter neun umgekehrte Teller gelegt. Nach der Reihe darf jeder dreimal drei Teller, deren Inhalt beim zweiten und drittenmal von andern heimlich verändert werden muß, aufheben. Das, was dreimal gegriffen worden ist, soll in Erfüllung gehen; aber auch das, was nur einmal gegriffen wird, erregt Bedenken, mindestens Kopfschütteln und laute Heiterkeit. Wer sich etwas davon verpflichtet, verwaht sein Geld und Brot, Himmelsleiter und Himmelschlüssel im verfallenen Kasten bis zum nächsten Schwesterabend; dann werden diese Dinge zerbröckelt und den Hühnern gegeben. In den Städten fertigen die Bäcker diese Figuren an; und dann hört man sagen: nun könnte man sich für 10 Pf. Glück kaufen.

Wenn dies schließlich in das Gebiet geselliger Freuden und Scherze hinüberspielt, so verhält es sich unbestritten ernst mit jenem Gebäck, das vor fünfzig Jahren im Kreise Memel zur Kenntnis des Gerichts gelangte. In einem abgelegenen Gebäude hatten sich Litauer in der Nacht, unter Mitnahme eines Bodts und einer Quantität Mehl, versammelt. Man machte ein Feuer an und setzte sich um das Feuer herum. Die Gegenüberstehenden warfen dann Stücke Teig durch das Feuer einander zu, bis dieselben ziemlich gar waren. In ähnlicher Weise verfuhr man mit dem Fleische des geschlachteten Bodts. Darauf folgte das Essen. Ein alter Mann war der „Priester“. Derselben mußten die Anwesenden ihr Vergehen bekennen, für welche er sie durch Küsse, Wadenstreichs usw. abstrafte. Hieran mußte der „Priester“ gleichfalls ein Bekenntnis ablegen, wofür er in ähnlicher Weise von der Gesellschaft bestraft wurde. Man verfuhr mit dem alten Mann so unbarmherzig, daß er seinen Tod dabei fand.

Hierher gehört, was F. Kunze (Aus der Heimat) über Verzehren besonderer Gebäcks äußerte. Er meint, daß das seltsam klingende „Aufessen des Gottes“ seitens der Araber eine Parallele in den Teigklumpchen, Brötchen, Bildchen und Figuren habe, wie sie in germanischer Vorzeit beliebt waren. Er geht noch weiter, nämlich bis zu den Griechen und Römern, und sagt: Ursprünglich stellte man geschnitzte Hausgeister behufs Verehrung auf dem Herde auf; denn das Feuer desselben war das lautere Element der zvergenghaften Schutzwesen, die den Manen, Laren, Penaten usw. des griechischen und römischen Altertums glichen. Diese Sitte, tief ei-

gewurzelt, dauerte auch in christlicher Zeit fort, und noch heute beliebt man Herde und Oefengemüse mit geschneizten oder gegossenen (oder sonstwie hergestellten) Figuren zu verzieren. Die gebratenen (gebadenen) Menschen- und Tiergebilde konnten dabei leicht zu „Oefgögen“ werden (ein Wort, das mehr und mehr eine schimpfliche Bezeichnung geworden ist). Daß solche gebadenen Teigfiguren nicht immer von schmaler Gestalt waren, das beweisen noch unsere „Hauptmänner“, welche, von Thüringens ländlicher Bevölkerung zu Weibachten gebaden, ebenfalls schattenhafte Nachbildungen jener uralten Herdgestirte des heidnischen Germanentums gewesen zu sein scheinen. Auf Cypern badt man heutzutage zum Oesterfest genau dieselben Kuchen in absonderlichen Formen, wie dies einst bei den Adonisfesten geschah.

Unter den allezeit und fast in ganz Deutschland anzutreffenden Gebäden aus Weizenteig nehmen die Schnecken und Föpfe einen Hauptplatz ein. In der Oberpfalz, in Altbayern und Württemberg badt man zum Allerseelestage „Seelzöpfe“, die den in Böhmen gebräuchlichen Gedächtnisbrotten und Gedächtniskuchen gleichkommen, die zur selben Zeit zum Andenken „ausgeschwärmender Seelen“ gestiftet werden. In Tirol verkostet man am Allerseelestage die „Seelstüdt“ und „Süßbrote“, für Knaben in Form eines Pferdes oder eines Hasen, für Mädchen in Form einer Heine. In Altbayern und Württemberg bieten die Väter nicht nur Seelzöpfe, sondern auch „Buderseele“ zum Verkauf aus; und in Antwerpen hat man die gleichwertigen „Zielenbroodjens“.

Den tiroler kleinen Tierfiguren sind die in den östlichen Provinzen Deutschlands beliebten Käse, Schweine, Hunde usw. an die Seite zu stellen, welche daselbst zum Neujahrstage aus Roggenteig angefertigt und den Kindern und Hausvater zum Verzehren gegeben werden. Man kann buchstäblich „Glück aufessen“. Damit das Glück im übrigen nicht aus dem Hause gehe, muß man nicht nur die Spitze eines Brots stets für sich behalten, sondern auch altbewährte Schutzmittel in den Teig nehmen. Salz, Kümmel und Pfl wehren dämonische Gevalten ab. Salz entkräftet den bösen Zauber. Hexen, die man mit Salz bestreut, werden so schwer, daß sie sich nicht mehr erheben können. So führte die Schwere des Salzes auch zu dem weit verbreiteten Rat, Vögeln, die man einsingen möchte, Salz auf den Schwanz zu streuen. Was den Kümmel anbelangt, so möge an die in Mitteldeutschland in hübschen Sagen und Märchen lebenden Waldweibchen erinnert werden, die flehentlich bitten, jenes ihnen widerwärtige Gewürz nicht in den Teig zu nehmen; solch gekümmeltes Brot mögen sie nicht stehen. Wähim werden sie auch niemals nach den Salz- und Kümmelstangen langen, die man in Restaurants usw. so gern sieht, um sie alsbald ganz sein eigen zu nennen. Ueber den Geschmack läßt sich aber nicht streiten.

Die Schweizer Pfahlbauern verbacken Gerste, Weizen und Hirse; man will auch bestimmte Formen nachweisen, und H. Hartmann veralsich die gefundenen Brötchen den sehr ähnlich geformten auf einer mit Sesam-, Nicimöl oder Butter abgeriebenen Platte gebadenen Broten, welche den ägyptischen, in Verber stationierten Soldaten verabreicht werden. Sogenannte Milchbrötchen, die man mit Kümmel reichlich versorgt, heißen in Schleswig-Holstein „Strümpfe“. In Hamburg badt man „Zimpenstuten“, in Schwaben „Zimpensemmel“ und in Schlesien „Strumpfjollen“. Auch „Stragen und Manschetten“ giebt's an manchen Orten. Von Kringeln, Strigeln, Weden mit ihren vielen Lokaleigentümlichkeiten ganz zu schweigen.

Berühmt sind die 8 großen Königsberger Strigel, deren jeder 4 1/2 Ellen lang war, und welche neben sechs runden Kringeln von entsprechender Größe von den Vätern 1001 in feierlichem Aufzuge durch die Straßen der Stadt getragen wurden. Das Quantum des Wehls, das zu diesem Gebä erforderlich war, betrug 12 Scheffel. Sehr klein sind dagegen die auch ordentlich berühmt gewordenen, noch heute nach überlieferter Weise hergestellten „Danziger Dominikzwiebade“, — kleine, fettgebundene Plätzchen aus Weizenteig. Sie sind nicht billig und haben auch den Fehler, sehr schnell verzehrt zu sein; sie schmecken deutlich nach „mehr“.

(„Aölnische Volkszeitung“.)

Kleines Feuilleton.

— Brahms und Brudner. Erinnerungen an Anton Brudner giebt Dr. Ernst Decsey in der „Grazer Tagespost“ zum besten; es heißt darin: Brudner und Brahms waren, wie jeder Anhänger weiß, nicht gut auf einander zu sprechen. Obwohl sie zu gleicher Zeit jahrelang in Wien lebten, kamen sie doch nie in nähere Berührung, ja sie wichen einander behutsam aus. Es hätte sich auch kein größerer Gegensatz denken lassen als der norddeutsche Brahms, abgeschliffen in Bildung und Manieren, gut gekleidet, von einem Zeit der Wiener Kritik stets in den Himmel gehoben, ein Puritaner an musikalischer Logik und der durch und durch süddeutsche Brudner, ein Naturkind mit waldöster Welt- und Lebensart, in einem phantastisch-provinzialen Aufzug, von jener Wiener Kritik stets „verrissen“, voll ungezügelt ausstromender musikalischer Phantasie. Und die beiderseitigen guten Freunde thaten das übrige, um diese inneren und ärgeren Gegensätze noch zu verschärfen. Einmal aber sollte doch Frieden oder wenigstens Waffenstillstand geschlossen werden, und nach vielen Parlamentieren einiger Friedenslister

einigten sich die beiden feindlichen Lager, die Meister auf einem neutralen Boden zusammenzubringen. Hierzu wurde das Gasthaus „Zum blauen Fgel“, Brahms Stammlokal, ausersehen. Alles klappte, der große Abend rückte heran, die Spannung auf beiden Seiten war inzwischen aufs höchste gestiegen. Und richtig, lange vor der angelegten Stunde erschien Brudner beim „Blauen Fgel“ und ließ sich da alsbald gutgehen. Er bestellte sich sein Lieblingsgericht „Knödel und G'selchtes“ und, ein geundeter Esser, griff er tüchtig zu. Die Zeit verging. Die festgesetzte Stunde war längst vorüber, aber Brahms kam noch immer nicht. Offenbar war ihm die Sache innerlich wider den Strich gegangen. Man wartete und wurde ein wenig verstimmt. Endlich, sehr spät, öffnete sich die Thür und Brahms erschien, sichtlich Verlegenheit auf dem geröteten Antlitz. Das Feierliche ereignete sich aber doch: Brudner und Brahms saßen endlich an einem Tisch. Aber wie sah dieses Versöhnungsfest aus! Kein Mensch redete ein Wort. Steif saßen sie alle da: die Brahminen auf der einen, die Brudnerianer auf der andern Seite. Was sollten die auch mit einander gemeinsam haben, die täglich in Wort und Schrift und nicht immer in gewählten Worten auf einander losgingen? Es war eine gräßliche Situation, und die freiwilligen Arrangeure saßen enttäuscht auf ihren Stühlen. Endlich brach Brahms das Schweigen und verlangte nach der Speisekarte. Mit einer etwas gezwungenen Gemütslichkeit rief er:

„Na, woll'n wir 'mal sehen, was es zu essen giebt.“

Er slog die Karte durch; plötzlich hielt er inne und sagte:

„Ah, Knödel und G'selcht's? Das ist ja mein Leibgericht, Kellner, bringen Sie 'mal Knödel und G'selcht's!“

Da wendete sich Brudner zu ihm mit den Worten:

„Seqn's, Herr Doktor, Knödel und G'selcht's! Das ist der Punkt, wo wir zwei uns verstehn!“

Die Wirkung dieses Ausspruchs war verblüffend. Man schüttelte sich vor Lachen, das Eis war gebrochen. Und nun ging's in einen vergnügten Abend hinein. —

v. Was nützt die marktpolizeiliche Milchprüfung? Die marktpolizeiliche Milchprüfung nützt gar nichts. Sie soll den Zweck haben, festzustellen, ob Milch das richtige spezifische Gewicht hat. Gute, gesunde Vollmilch besitzt ein bestimmtes spezifisches Gewicht, d. h. ein Liter von ihr wiegt eine bestimmte Anzahl von Grammen, und wenn sie dies thut, sinkt eine genau gearbeitete Spindel, das sogenannte Galaktometer, bis zu einer genau bestimmten Stelle in sie ein. Wenn nun die Milch ganz oder zum Teil abgerahmt und ihr sehr viel Wasser zugelegt ist, so wiegt ein Liter dieser Milchmischung natürlich weniger, als reine Vollmilch, und wenn nun das Galaktometer in sie gesteckt würde, so würde es bis zu einer ganz andern Stelle, als der bestimmten Marke, hineinsinken. Nun ist aber Magermilch allein, ohne das leichte Milchfett, schwerer als das Gemisch von Milch und Wasser, ja sogar als Vollmilch allein. Da braucht man also die Mischung von Magermilch und Wasser dadurch, daß man genügend viel von der schwereren entrahmten Magermilch zusetzt, nur so abzuwasfen, daß es eben so schwer ist, wie gute Milch. Diese richtige Mischung kann man aber sehr leicht durch Probieren herstellen, und wenn dann der Marktpolizist die Milch prüft, zeigt das Galaktometer die richtige, d. h. scheinbar richtige Schwere der Milch an. Darum nützt diese Probe gar nichts und nur die chemische Untersuchung kann erweisen, ob eine Milch den vorgeschriebenen Fettgehalt besitzt, also unverfälscht ist. —

Musik.

Da die hier mehrmals erwähnten „orientalischen Naturjäger“ nach ihren Aufführungen im Thalia-Theater nun im „Theater Grand-Hotel“ am Alexanderplatz weiterspielen und sogar noch eine neue Operette ankündigten, so schien es gerechtfertigt, ihnen abermals einen Besuch zu widmen. „Judith und Holofernes, große Operette in 5 Akten von A. Goldfaden, Musik von Perlmutter“ — zwei Namen, die vielleicht nur Dednamen des Dirigenten Ch. Wolfsthal sind — ist, nach den zwei Akten zu urteilen, bis zu denen wir's im Anhuben gebracht, wiederum ein Beispiel jenes Typus einer „orientalischen Operette“, den wir bereits gekennzeichnet haben. Ziegt etwas Neues gegenüber den früheren Beispielen war weder im Stück noch in der Darstellung zu bemerken. Es erübrigt nur noch die Vermutung, daß unfernerer für diesen ganzen Typus kein völlig zuverlässiger Beurteiler sein könne. Das Jüdisch-Deutsch, in welchem alle diese Stücke gehalten sind, ist eine thatächlich weitverbreitete Sprache, der vielleicht auch ein Weltchen „nationaler“ Kultur zu Grunde liegt. Wer beide gut kennt, wird vielleicht in jenen Stücken eine durch Treue wertvolle Wiedergabe beider erkennen, wird vielleicht — namentlich in der lamentabel wiederholungsreichen Musik — ein gut Teil jüdischer Echtheit erkennen. Aus andern fällt gerade der Mangel einer solchen auf und wir müssen uns damit begnügen, vor dieser schauerlichen Primitivität der Musik, der Komik und des theaterkriegerischen Pathos zuzugreifen, daß dies alles allerdings etwas Einziges ist, das seinen Trägern wohl nicht so bald jemand nachmacht.

Mit um so frischerer Freude wenden wir uns zu einem Bericht über die Neueinstudierung einer der in Berlin meistgespielten Opern, der Vorgängigen „Ardine“ im Theater des Westens. Diese alte „romantische Zauberoper“ aus jener Zeit (sie kam 1845 heraus), da man noch gegenüber der Uebervelt, Mittelwelt und Unterwelt so anspruchslos war wie ein Kind gegenüber einem

Märchen, erhebt sich erst etwa im letzten Drittel zu all der — speziell kompositorischen — Größe, der Vorging fähig war, und in der er über alles Widrige hinweg mitreißt. Die ersten Partien des Werks verlangen eine so beträchtliche Eigenkraft der Sänger in der Darstellung insbesondere der Personen und persönlichen Beziehungen, wie sie auf einer gewöhnlichen Opernbühne und zumal in neuen Verhältnissen schwer zu erwarten ist. Dazu kommt noch der Zwang für ein Theater wie das unsres Westens, sich von den an großen Aufgaben reichen Werken fernzuhalten, die das „königliche Opernhaus“ für sich behält. Frau Anna Waschow-Künstler, die als Verkalba debütierte, ließ wenigstens so viel erkennen, daß sie das Zeug zur „Hochdramatischen“ in sich hat. Viel mehr war bei diesem Debüt nicht gut herauszufinden; es scheint, daß ganz besonders günstige Aufgaben und Umstände nötig wären, um ihre Kraft herauszuentwickeln und auch das Liruhige in ihrer Stimme überwinden zu lassen. Der Heldentenor Wilhelm Meyer war ein solcher in Wahrheit nur zum Teil; neben seiner lässigen, gewöhnlichen Vokalifizierung („Sir Frauenjehenheit“) machte sich der Tenorbuffo Otto Nowak mit seiner vornehmeren Tonfärbung und mit dem metallischen, wohl etwas zu schmetternden, und dem freiherausklingenden Ton seiner Sing- und Sprechstimme merklich besser. Unter den übrigen, im ganzen tüchtigen und in der Hauptsache uns schon bekannten Künstlern ragte zunächst wieder der Baryton Gustav Waschow sehr auszeichnet hervor. Die Sängerin der Titelfolle, Camilla Goebel, war durch ihr Kleineres und durch ihre zwar weder große, noch bedeutend schöne, doch durchaus gute und auch in der Höhe angenehm milde Stimme sehr sympathisch. Was wir aber vorhin von der Eigenkraft in der Darstellung der Personen und Beziehungen sagten, trifft sie ganz besonders; den Lindinen-Charakter und die Beziehung zu ihrem Vater, dem Wasserfürsten, uns plausibel zu machen, dazu gehört ein höheres Versehen und Können, wie es eben hinwieder auch eine höhere dramatische Atmosphäre verlangt als die einer Tag für Tag mit allem möglichen beschäftigten Opernbühne. —

Aus der Vorzeit.

k. Für die Urgeschichte des Elsaß wertvolle Ausgrabungen, die einen Einblick in die älteste Kunstgewerbliche Vethätigung gewähren, hat Dr. Forber im Mai und Juni d. J. bei Stühheim, 11 Kilometer nordwestlich von Straßburg, gemacht. Er berichtet darüber in dem 2. Hest der neubegründeten Zeitschrift: „Das Kunstgewerbe in Elsaß-Lothringen“. Die neu entdeckten Geräte stammen aus der älteren neolithischen Periode, sie sind die ältesten Funde im Elsaß, an denen das Bestreben deutlich wird, den Gegenstand durch ornamentale Zuthaten gefällig zu machen; die älteren Funde, die aus der Diluvialzeit stammen, sind lediglich Werkzeuge und Waffen, denen jeder Schmuck fehlt. Es wurden zahlreiche Gefäßscherben gesammelt, die sich zur Steinzeit in den den Unterbau von Hüften bildenden Gruben als Abfälle aufgehäuft haben. Ganze Gefäße haben sich nicht gefunden, aber viele der Scherben lassen doch gut erhaltene Ornamente erkennen und manche sogar die Form des Gefäßes rekonstruieren. Die Gefäße hatten eine kugelförmige Form; ihre Ornamentik erinnert an die „Vogel- und Fingernagel-Keramik“, wie sie auf den bei Worms in Steinzeit-Gräbern gefundenen Urnen vorkommt. Zweierlei Tierweisen laufen neben einander her: die eine ist primitiver, eine mehr „bäuerliche“ Keramik in Form roher grober Gefäße, die durch Fingernagel-Eindrücke und Einkerbungen verziert sind. Diese Tierweise ist auch in Schweizer Pfahlbauten häufig. Die andre ist in Material und Ausführung feiner und trägt auf fein geschliffenem Thon Vogel- und Fingernagelbilder und andre seltsame Liniengebilde eingeritzt. Diese Grabierung geht oft sehr tief, was bewirkt hat, daß die Bruchstücke fast durchweg auffällig klein geworden sind; die Bruchstellen finden sich gerade längs dieser Linien. Manche Striche scheinen sofort nach der Modellierung in den noch weichen Thon geschnitten; andre erst nachdem das Gefäß längere Zeit dem Sonnenbrande angesetzt und gehärtet war; in wenigen Fällen scheint man die vertieften Linien mit farbiger Masse, weißer oder rotgefärbter Kreide ausgefüllt zu haben. Den Uebergang vermitteln Topffragmente mit teils eingemittelten Linien, teils einfachen Einkerbungen. In einigen Fällen ist auch die kleine Fläche des Budelhalses mit Verzierungen überdeckt. Die Henkel sind bald einfachere, bald doppelte Budelhandhaben, bald sind diese zum Durchziehen einer Schnur oder eines Riemens durchbohrt, bald ist der Henkel soweit ausgebildet, daß man bequem einen Finger durchstecken kann. Regelmäßige Henkel haben sich noch nicht gefunden, sie erscheinen erst gegen Ende der Steinzeit. Auch die typische Kürbisgestalt der älteren Stühheimer Gefäße verliert sich erst in den späteren Epochen, in denen die Gefäße durch immer reichere Profilierung ausgestaltet werden. Die primitive Fingernagel- und Kerb-Ornamentik hat sich durch die ganze Steinzeit und weit in die Bronzezeit hinein erhalten; sie ist gewissermaßen nie ganz ausgestorben und als „Bauern-Keramik“ neben den entwickelteren Tierweisen geblieben. Dagegen hat die Ornamentik, die Vogel- und Fingernagelbilder verwandte, manche Veränderung erfahren und andern Tierweisen, namentlich der Schnur-Keramik der jüngeren Steinzeit und dann der Ornamentik der Bronzezeit Platz gemacht. Da bei Stühheim so viele Bruchstücke gefunden worden sind, kann man ohne weiteres annehmen, daß es sich um eine einheimische Produktion handelt; einzelne der verwendeten Ornamente haben sich außerdem bisher nirgends außerhalb des Elsaß gefunden. —

Aus dem Tierleben.

In der „Revue scientifique“ berichtet J. Pommerol über einige sehr interessante Beobachtungen an Tieren. In einer 4 Meter breiten Allee, die auf einer Seite von Flieder- und Haselnuß-Sträuchern, auf der andern von großen Pappeln mit rauher, rissiger Rinde eingefast war, machte ich einige interessante Beobachtungen über die Gewohnheiten des Marder's. Am Fuße einiger Pappeln fand sich ein kleiner Haufen grüner Hüllen und zerbrochener Schalen der Haselnuß. Die Mehrzahl der letzteren zeigte eine ovale oder runde Oeffnung, durch welche die Nuß herausgenommen war. Meine Aufmerksamkeit wurde gleichzeitig auf aufgedackte Nußschalen gelenkt, welche 1/2 bis 1 Meter über dem Boden in den Rissen der Pappelrinde steckten, doch sah ich auch leere Hüllen, deren ausgezackter Rand nach oben gerichtet war. Sicher war es nicht der Wind, der die Schalen so gelagert hatte und ebensowenig waren es Kinder, da diese nie dahin kamen; zweifellos mußte es durch ein Tier erfolgt sein, welches gern Nüsse fraß. Nur Ratten, Eichhörnchen und die Marder thun dies. Ratten klettern aber auf keine Bäume, Eichhörnchen existieren in der Gegend nicht; die Sache war mir unklar, bis ich in der Nähe der Pappeln die Extremitäten eines kleinen Fleischfressers sah. Es war unzweifelhaft der Marder, welcher die Haselnüsse abgepflückt, sie zu dem Baum geschleppt und die Schalen dann zwischen der Rinde versteckt hatte. Was möchte nun wohl den Marder zu einem solchen Thun veranlaßt haben? Sicherlich geschah es, um die Spuren seines Diebstahls zu verbergen, genau so wie es auch Hunde, Fische, Spechte und noch andre Tiere machen. In dem angeführten Fall liegt die Sache aber doch nicht so einfach und klar, sie ist weit origineller, denn hier handelt es sich nicht um die gestohlene Frucht, welche verborgen wurde, sondern nur um deren Ueberreste, um deren Schalen; eine Vorsicht, welche von einer ganz ungewöhnlichen Klugheit, ja Schlaueit Zeugnis ablegt. — Uns, d. h. dem Redacteur dieses Blatts, scheint die Sache etwas einfacher zu liegen. Ich habe einigemal Grünspechte beobachtet, wie sie reife Haselnüsse von den Büschen rissen, in die Rindenspalte einer Nichte kletterten, und mit dem Schnabel daraufschlugen, bis der Kern ausbrang. Manchmal blieb eine halbe Schale oder eine grüne Hülle in dem Nisse hängen. —

Humoristisches.

— **Tierschuh.** „Du grausamer Vursäe Du! Warum löstest Du diesen harmlosen kleinen Vogel?“
 „Ich wollte gerade Ihnen den Vogel anbieten, mein Fräulein, damit Sie ihn Ihrer Sammlung auf Ihrem Gute hinzufügen.“
 „O, wie reizend, wie edel, mein Junge, und das sind gerade die Federn, nach denen ich schon so lange jage.“ —
 — **Die gute Stube.** Freundin: „Weshwegen hat sich das junge Ehepaar schon wieder geskritten?“
 Nachbarin: „Sie ertappte ihren Mann, wie er auf dem besten gestückten Sofakissen gelegen hat.“ —
 — **Vorsorglich.** Der Kleine Karl (beim Frühstück): „Großmutter, thun Deine Brillen vergrößern?“
 Großmutter: „Freilich, Herzchen.“
 Karl: „Möchtest Du's dann nicht erst weglegen, bevor Du mein Stück Augen rintergeschneidest?“ —
 („Jugend.“)

Notizen.

— **„Viola“** von Adolf Bilbrandt wird im Berliner Theater am 22. September als erste Sonder-Nachmittags-Vorstellung aufgeführt werden; die Direktion wird als zweite und dritte Sondervorstellung „Näthe“ von Elisabeth Meyer-Förster und „Robert Guiscard“ von Kleist, „Eupenor“ und „Satyros“ von Goethe bringen. —
 — Die Aufführung von Halbes „Jugend“ am deutschen Volkstheater in Wien ist selbst in neuer Fassung, nach welcher der Dichter die katholischen Priester in protestantische Geistliche umgewandelt hatte, von der Censur verboten worden. —
 — Eugen Sura, der bereits im Sommer vom Schläge gerührt wurde, ist neuerdings von einem zweiten Schlaganfall getroffen worden. —
 — Ellen Sulbranson tritt im Oktober als ständiges Mitglied in den Verband des Berliner Opernhause. —
 — Der Berliner Wagner-Verein hat zur Leitung seiner großen Orchester-Konzerte Dr. Muck und Richard Strauß gewonnen. An Neuheiten werden vorbereitet: zwei neue Gesangsstücke mit Orchester von Richard Strauß, „Was man auf den Bergen hört“, sinfonische Dichtung von Liszt, „Hymnus an das Leben“, Kantate von Fr. Nießche, Barbarossa-Sinfonie von S. v. Haussegger. Neben den großen Konzerten soll an den Vereinsabenden besonders das moderne Lied gepflegt und durch Vorträge das Verständnis für Richard Wagner gefördert werden. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblatts erscheint am Sonntag, den 16. September.